

Das Schönste

Autor(en): **Siebel, Johanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur**

Band (Jahr): **6 (1911-1912)**

Heft 5

PDF erstellt am: **06.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-751222>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Schönste

Parabel von Johanna Siebel

Der Fürst eines großen Reiches, der mit Kummer die Schwere und Bedrückung sah, in der seine Untertanen lebten, ließ einen herrlichen Tempel erbauen und gab den Künstlern seines Landes den Auftrag, das Schönste, was ihr Geist und ihre beseelten Hände zu schaffen vermöchten, ihm zu bringen, und die Werke so zu gestalten, daß auch der Ärmste und Niedrigste aus seinem Volke bei ihrem Anblick den Schauer der Erhebung und Befeligung verspüre und so einen Schimmer des Glücks hineintrage in die fernste und verkommenste Hütte seines Reiches. — Ferner verkündete der Fürst, daß er denjenigen, dem diese Aufgabe gelänge, erheben wolle vor allen übrigen und ihn zum Meister ernennen werde in der Schar seiner Künstler. Das Volk aber solle bestimmen, wem dieser Preis zuzuerkennen sei. — Wie die Botschaft des Fürsten durch die Lande flog, hoben sich wie bei einem erfrischenden Winde die lastenden Nebel der Träge und Unlust, und eine festliche Stimmung bemächtigte sich des ganzen Volkes. Heimliche Kräfte regten sich, und ein Raunen und Fragen war, wer unter allen den Preis erlangen werde und ob nun das große Suchen aller eine Erfüllung finden sollte.

Der Tag kam, an dem der Tempel der Kunst seine Tore erschloß und die Werke der Künstler enthüllt wurden.

In heiliger Spannung die einen, in zweifelnden Fragen die andern, wallte die Menge zu dem Tempel und ergoß sich in die schimmernden Hallen. Wägend und prüfend flogen die Blicke umher.

Das Schönste, was begnadete Menschen in seligen Träumen erschauten, hatte in diesen Räumen Form und Farbe gewonnen. An den Wänden leuchteten Gemälde, die vom Glanz der Erde sangen: über blühende, im Erntewind wogende Felder, über ragende Felsen, aus deren stumpfem Gestein die Sonne

verborgene Farben lockte; über weite, alle Geheimnisse bergende Meere wölbte der Himmel seine wechselnden, feierlichen und strahlenden Tagesfarben.

Marmorgruppen standen zwischen Palmen und Lorbeergebüschen und schimmerten in einem leisen und seltsam bestrickenden Leben. Ihre weißen Arme und Hände hoben sich bittend und werbend den Eintretenden entgegen und schienen in einer milden und ergreifenden Liebe die Bedrückung von den Seelen der Schauenden heben und sie hineinleiten zu wollen in das tröstende Licht einer anderen Welt. Wahrlich! die heilige Schönheit hatte in diesem Tempel ihre Schwingen entfaltet!

Der Fürst des Landes aber ging unter der Menge der Schauenden und beobachtete, welchen Eindruck diese Verwirklichung ferner Träume auf den einzelnen machte. Eine leise Trauer bemächtigte sich allgemach seiner, als er in den Augen des Volkes nicht jene Feuer der Begeisterung und Erhebung fand, die er beglückend erwartet hatte. Wohl flammte für Augenblicke in diesem und jenem Antlitz ein Strahl empor, wohl sammelte sich vor dieser oder jener Marmorgruppe, dem einen oder andern Gemälde zuweilen ein größerer Haufen, indessen jener alles erfassende, das ganze Wesen satt machende Jubel, jene, die Menschen in einem einzigen Gefühl vereinende Ergriffenheit bebte nicht fortwogend und alle Widerstände niederreißend durch den Raum.

Gedankenvoll blickte der Fürst auf sein Volk.

Da bemerkte er, wie in einer fernen Ecke der Halle die Menge sich stautete. Er sah, wie einer dem andern zuwinkte, wie man in freudigem Flüstern sich Platz machte und wie auf den Gesichtern derjenigen, die sich umkehrten zu den Kommenden, ein wunderbarer Schimmer lag, als hätten sie soeben die erlösende Offenbarung empfangen, die alle zu vereinigen vermöchte, weil alle sie verstanden.

Bewundert wandte sich der Fürst zu der Stelle, denn er entsann sich nicht eines besonderen Kunstwerkes an jenem Platze; soviel er sich erinnerte, war dort nur ein Gebüsch von Lorbeer und Palmen, die Schauenden zum Verweilen und Ausruhen einzuladen.

Wie der Fürst weiterschritt, hoben sich frohbefreite Blicke zu ihm empor, furchtlos faßte man nach seinen Händen, als sei er durch keine Schranken des Standes mehr von ihnen getrennt, und im Jubel klang es von den Lippen: „Wir haben das Schönste gefunden, o Herrscher; nun wissen wir, was der Aus-

druck höchster Erdeneligkeit ist! Nun wissen wir, wodurch wir die Zeit beherrschen und ferne Erfüllungen schauen werden! Komm und sieh selber!“

Der Fürst, der die Ursache der alle vereinenden Freude desgleichen als Offenbarung empfangen wollte, stellte keinerlei Frage.

So gelangte er zu der Stelle, wo die hohen Palmen und Lorbeerbäume ihre Blätter und Zweige aneinanderneigten. In dichten Massen stand hier das Volk; die Stirnen gesenkt, blickten alle zu Boden. Wie der Fürst ganz nahe kam, machte die leise jubelnde Menge ihm Platz. Da sah auch er zu Boden und erblickte auf einem weichen grünen Teppich ein liebliches Kind. Die Schönheit seiner Glieder war vollkommen, und seine großen, ahnungstiefen Augen lächelten. Sein Körperchen, durch welches das warme Blut des Lebens floß, war vom Sonnenlicht umwoben, und goldene Scheine umspielten das süße Gesicht. Seine weichen Arme streckten sich in unsagbarer Anmut und rührendem Vertrauen der Menge entgegen, und sein kleiner Mund formte jene geheimnisvollen Laute der Unschuld, die mit Himmelsgewalten die Seelen bezwingen. Zur Seite des Kindes aber kniete seine Mutter, und Glück und Stolz und Staunen malten sich in holdester Verwirrung auf ihrem Gesicht.

Leuchtende Augen hoben sich zu dem Fürsten empor: „Siehst du, wie das Leben in Wahrheit in ihm flutet und schimmert? Siehst du die atmende Brust? Suchend, wie die Mutter des Kindes, die vom Wandern müde nach Ruhe verlangte, kamen wir in diesen Winkel. Wir fanden sie schlafend, unbewußt des Reichtums, den sie schlummernd umhütete, und wir dachten nicht anders, als in dieser Gruppe des Tempels seligstes Kleinod zu finden. Unser Jubel aber weckte die Entrückten. Das Kind begann zu lächeln, zage und werbend umwehten uns die Laute seiner Unschuld, unsere Liebe und unser Erbarmen jubend, und wir wußten mit einem Male, daß dies das Schönste sei!“

Ergriffen lauschte der Fürst. Schleier um Schleier fiel von seiner Erkenntnis. Leuchtenden Auges blickte er auf sein Volk. „Einen schöneren Tempel noch als diesen will ich Euren Kindern erbauen. Mit Euren Kindern sollt Ihr zu mir kommen! Liebe soll auf alle niederschauen und glücklich wie dieses sollen sie alle lächeln! Der Jubel, das einigende Glück der Gegenwart, und die vielgestaltigen Geheimnisse der Zukunft schlummern in den Kindern. Ihnen gebührt der Preis!“

So sprach der Fürst, und die Menge jauchzte ihm zu.

Die Frauen und Männer aber, alte und junge, alle die zahllosen Suchenden, die zum Tempel gekommen, eine Erfüllung ihrer Sehnsucht zu finden, gingen heim zu ihren Häusern und Hütten, den Preis alles Lebens an ihre erwachten Herzen zu drücken.

Reichtum und Leben

Versuch einer Volkswirtschaft der Kunst

Von Joseph Aug. Lux

II.



Ich leite die Gedanken auf jene Urstufe der Wirtschaftsgeschichte zurück, da der einsame Jäger und Fischer von der Beute lebte, die ihm sein Werkzeug und seine Geschicklichkeit einbrachte. Er hatte den vollen Genuß seiner Fähigkeiten und lebte auf der Kulturhöhe seiner Zeit. Er lebte aber immer nur von dem einen Stück, das er erlegte, und konnte auf seiner Stufe eine Wirtschaftstätigkeit größeren Umfanges nicht entfalten, weil er erlegtes Wild im Vorrat nicht aufspeichern konnte. Seine Existenz hing immer mehr oder weniger von der Gunst oder Ungunst äußerer Umstände ab. Erst als er anfang, die Tiere, statt sie zu töten, zu zähmen, ihren Stand zu vermehren, ihre Milch, ihr Fleisch, ihre Felle zu verwerten, hatte sein Dasein eine breitere und sicherere Grundlage. Diese höhere Kulturstufe war aber erst durch die gemeinsame Zusammenarbeit mehrerer Menschen ermöglicht, durch eine ganze Familie, einen ganzen Stamm. Diese gemeinsame Arbeit war so produktiv, daß eine Familie Tausende von Herdentieren ihr eigen nennen konnte, und einen Überfluß besaß, den der einzelne nicht hätte aufbringen können. Als der Stamm zu zahlreich wurde, und der Herdenstand zu groß, machte sich die Notwendigkeit fühlbar, den Boden nicht einfach abzugrasen, und andere Weidenplätze aufzusuchen, sondern ihn in Ackerland zu verwandeln und einen neuen, ungeahnten Reichtum zu erschaffen. Auch hierin erblicken wir das Ergebnis eines umfangreicheren Zusammenwirkens, das immer mehr Kräfte zur Entfaltung und zur schöpferischen Tätigkeit bringt. Im Verstande der nationalökonomischen Schule würde es heißen, daß in jenem Zustande der Naturalwirtschaft Grund und Boden die Quelle des